



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Volkskultur und Persönlichkeitskultur

Natorp, Paul

Leipzig, 1911

Die Bildungsarbeit an den Erwachsenen in sittlicher, ästhetischer und religiöser Hinsicht

urn:nbn:de:hbz:466:1-35834

Die Bildungsarbeit an den Erwachsenen in
sittlicher, ästhetischer und religiöser Hinsicht

Die Volksbildungsarbeit an den Erwachsenen würde ganz unpestalozzisch sein, wenn sie sich auf die Bildung des Verstandes beschränken würde. Eine der wesentlichsten Forderungen des Schweizer Pädagogen war ja das genaue Zusammengehen und harmonische Ineingreifen der Bildung von „Kopf, Herz und Hand“, d. h. der intellektuellen, der sittlichen und der Arbeitskräfte. Nicht bloß eine Vernachlässigung der sittlichen gegenüber der intellektuellen und technischen Bildung wäre verkehrt, sondern auch ein berührungsloses Nebeneinandergehen. Nur durch jene gesunde Harmonie aller seelischen Kräfte kann die Bildung wirklich ins Leben eingreifen; unter „Leben“ versteht man eigentlich nichts anderes als diese Einheit, dieses ungetrennte, harmonische Zusammenwirken der seelischen Kräfte, in welchem diese sich alle gegenseitig unterstützen oder wenigstens nicht hemmen. In der Tat kann jede einseitige, isolierte Entwicklung einer von ihnen nur auflösend auf das Ganze des menschlichen Wesens wirken, so daß es zu seinem vollen „Leben“ in der Tat nicht gelangt. Denn der Mensch ist ja nicht wie aus so viel Personen zusammengesetzt; er ist denkend, wollend, schaffend zugleich; in seiner gesunden inneren Verfassung hilft jede dieser Kräfte den andern und bedarf ihrer Hilfe; sie könnte überhaupt ohne sie nicht bestehen. Gleichwohl sind sie der Art nach verschieden und ist es auch ihre Bildung. Dasselbe ist auch das Verhältnis der genannten Kräfte zur Kraft der ästhetischen Gestaltung und schließlich zu der nicht minder tief verborgenen Kraft des menschlichen Innenlebens, in welcher die Religion wurzelt; wobei zunächst unentschieden bleiben mag, ob diese noch eine gänzlich andere oder in den vorigen irgendwie enthalten, ja was sie überhaupt ist.

Zuletzt aber soll, nach Pestalozzi, alle Bildung ausgehen von einer einzigen, elementaren Kraft: der Kraft der Arbeit, der schaffenden Tat. Das ist ihm der Boden, auf dem alles: Verstandes- und Willenskraft, auch künstlerischer Trieb und auch die wirklich lebendige Religion, sich vereinen und in eben jenen geforderten harmonischen Wechselbezug treten. Und das scheint mir ganz wahr. Wir sahen uns ja schon in unseren gestrigen Verhandlungen darauf geführt, daß von diesem Punkte wirklich alles ausgehen müsse. Aus der unmittelbaren Arbeit, sei es Industrie oder Handwerk oder Landwirtschaft usw., wachsen die beiden mächtigen Stämme des Wissens,

welche dann in viele Äste und Zweige auseinandergehen: Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft, unmittelbar hervor; und von da aus stehen dann nach jeder Seite der wissenschaftlichen Bildung die Wege offen. Wenn wir sagten, der Mensch müsse im Mittelpunkt stehen, so ist ja der Mensch kein Abstraktum, sondern ein Konkretum: der bestimmte Mensch, in seinen bestimmten Lebensverhältnissen, die in ihrer Besonderheit hauptsächlich bestimmt sind durch seine Arbeit, seine Lebensarbeit. Soll aber und muß demnach dies die erste Anknüpfung sein, so ist die Weiterführung auf dem soeben bezeichneten Wege schon zwingend gegeben.

Besonders auch zur sittlichen Seite der Bildung, die wir jetzt zunächst zu betrachten haben, kommt man von eben diesem Punkte. In jeder menschlichen Arbeit arbeitet ja nicht ein Mensch allein, jede menschliche Arbeit ist vielmehr wesentlich gemeinschaftliche; die Arbeit des Einzelnen fügt sich ein in den Organismus eines Arbeitsganzen, einer Arbeitswelt, zu der viele Arbeitende sich vereinigen, also sich wechselseitig verständigen müssen. Untersucht man die Materie der Arbeit (das was gearbeitet wird), so kommt man auf Naturwissenschaft als ihre Grundlage; untersucht man die Form der Zusammenarbeit, so kommt man auf die soziale Grundlage. Diese aber ist schon nicht mehr bloß Sache des Verstandes, sondern zugleich des Willens; die verschiedenen Willen müssen miteinander einig werden, nicht bloß die Einsicht; man kommt also notwendig auf die Gesetze, nach denen Wille und Wille miteinander Einheit suchen. Diese aber heißen, im weitesten Sinne, sittliche Gesetze. Der Arbeiter ist wollender Mensch, der Arbeitgeber nicht minder, und so alle, welche, an welcher Stelle auch immer, an der gemeinsamen Arbeit beteiligt sind. Zwischen ihnen allen sind nicht bloß Beziehungen wie unter Maschinenteilen, sondern menschliche Beziehungen; zunächst rechtlicher Art (man schließt miteinander Vertrag); aber darüber hinaus auch solche „sittliche“ Beziehungen, die in die rechtlichen nicht aufgehen. Es kann moralisch gefordert sein auf ein Recht zu verzichten, oder eine Forderung, die keine Rechtsforderung ist, gegen den andern zu erfüllen. Also führt ein gerader Weg von der Technologie und Wirtschaftslehre, welche beide unter sich eng verknüpft sind, zum Studium des Aufbaus eines sozialen Körpers, eines sozialen Lebens überhaupt, also zur Rechts- und Staatslehre, weiter zur Rechts- und Staatsgeschichte, und zu-

lezt zur Rechts- und Staatsphilosophie. Darin sind aber die ethischen Grundbegriffe überall schon eingeschlossen, so daß, durch dies alles vorbereitet, auch eine eigentliche Ethik, als letzte Gesetzeslehre der Willensbestimmung, als eigentliche Logik des Willens, in Grundzügen schon gegeben werden könnte.

Und so wären wir nach der Seite des Sittlichen schon am Ziel — wenn Sittlichkeit in erster Linie und gar ausschließlich Sache der Lehre wäre. Aber, das ist ja längst erkannt und bei der geringsten Überlegung klar, daß sie vielmehr zuerst Sache der Übung, der Tat ist, welche freilich die klare Einsicht zur Voraussetzung hat, zu der aber auch die beste Einsicht für sich allein nicht ausreicht. Eine bloß an diese sich wendende Lehre kann vielmehr nur dann etwas ausrichten, wenn ein Grund sittlichen Lebens zuvor schon gelegt ist, auf den dann die Lehre sich zurückbeziehen kann, um das, was man im Leben schon hat und innerlichst kennt, auch zum Begriff zu bringen und dadurch weiter zu klären, zu reinigen und zu befestigen.

Den echten, zuverlässigen Grund sittlicher Erkenntnis und sittlichen Willens kann also nur die Übung sittlicher Tat in sittlich begründeter Gemeinschaft legen. Und zwar lassen sich hierbei zwei Stufen unterscheiden: erstens die Gemeinschaft der an gemeinsamer Sache Arbeitenden unter sich, auf die sie schon durch die Gemeinsamkeit ihres Interesses und ihrer Lage sich hingewiesen sehen. Diese Solidarität mag zunächst egoistisch, klassenegoistisch nicht nur scheinen, sondern sogar sein; doch ist sie Solidarität, d. h. es lebt und wirkt in ihr der Einzelne nicht für sich allein, sondern für diese seine nächste Gemeinschaft. Das soll man ja nicht gering achten oder gar überhaupt verwerfen. Im engsten, nächsten Verband lernt der Einzelne nicht für sich allein wollen, er lernt als notwendig empfinden und erkennen, daß einer für alle, alle für einen stehen; es bildet sich da zuerst, was Rousseau einen Gemeinwillen, ein gemeinsames Ich (Moi commun) genannt hat, welches, einmal erst fest gegründet, schon etwas ungleich Größeres, Reicheres und Tieferes ist als das arme, isolierte Ich des Einzelnen. Ist doch auch die Familie, deren sittliche Kraft Pestalozzi mit Recht so hoch stellt, wenn man so will, ein egoistischer Verband; dennoch ist sie, gerade als nächste Erweiterung über das Individuum hinaus, die unbedingt notwendige erste Schule sittlichen Wollens, d. h. eines solchen Wollens,

das nichts für sich will, was es nicht auch für die andern wollte. Und zwar wirkt sie dies, gerade nach Pestalozzis Darstellung, wesentlich als Arbeitsgemeinschaft. Erstreckt nur die Gemeinschaft der Arbeitenden sich nicht allein auf die materiellen, wirtschaftlichen und rechtlichen Interessen nach außen, sondern zugleich auf eine menschenwürdige Lebenshaltung, auf Zucht und Ordnung im eigenen Kreise, auf vernünftige Leibes- und Gesundheitspflege, auf Verschönerung und innere Bereicherung des gemeinsamen Lebens, besonders auch auf ordentliche Kinderpflege und Erziehung, so ist es schon in ihrem Bereich, sei dieser noch so eng, ja im engsten Bereich gerade am sichersten, eine höchst wirksame Schule sittlichen Wollens überhaupt. Also soll man nur auf alle Weise solche Gemeinschaften — aber eben nach allen diesen Seiten — fördern und ermutigen, namentlich gerade dazu ihnen behilflich sein, daß sie in allen eben genannten Beziehungen sich ausbauen können; denn diese haben ja ihren Wert, ganz unabhängig von dem besonderen, etwa klassenegoistischen Zweck der Gemeinschaft, in sich selbst.

Aber eben hierzu wird nun zweitens es der Hilfe und Mitarbeit der andern bedürfen; und eben durch diese wird dann eine solche Gemeinschaft sich über die Enge des egoistischen Klasseninteresses hoffentlich auch in einigem Maße erheben, während sie zugleich dem nicht minder vorhandenen Klassenegoismus des andern Teils entgegenwirkt. Eine echte Gemeinschaft kann eben nur auf dem Grunde einer gemeinsamen Arbeit erwachsen, bei der Wille und Ziel für die zusammen Arbeitenden ganz und gar eines und dasselbe ist, und nicht zum Teil dasselbe, zum Teil aber entgegengesetzt. Eine solche Gemeinschaft anzubahnen, dazu wirkt an seinem Teile kräftig mit — das was wir anstreben: die Teilnahme außerhalb des Kampfes der wirtschaftlichen Klassen oder der religiösen Parteien stehender, jedenfalls in dieser ihrer Arbeit sich außerhalb des Kampfes stellender Gebildeter an allen solchen auf Hebung der arbeitenden Klassen gerichteten Bestrebungen, welche vom Klasseninteresse oder sonstwie begrenzten engeren Gemeinschaftsbezug an sich nicht abhängen und nicht darauf ausschließlich oder hauptsächlich gerichtet sind, sondern einfach dahin gehen, Menschen ein menschlicheres Dasein zu schaffen.

Das war die Gesinnung besonders von Ruskin, Loynbee und ihren Gesinnungsgenossen. Auch die Art, wie sie es ansingen, ist für uns von Interesse. Die englischen Universitäten, vielmehr zu-

nächst einige wenige führende Gelehrte, veranlaßten junge Männer aus dem Kreise der Graduierten (d. h. solcher, die das Universitätsstudium der Hauptsache nach beendet und einen Grad schon erworben, also Examen gemacht haben, daher durch ihr Berufsstudium nicht mehr zu stark in Anspruch genommen sind), vor dem Eintritt in ihren Beruf ihre Kräfte auf einige Zeit zur Verfügung zu stellen zu einer großzügig organisierten Sorge für gesunde Wohnungen der Arbeiter, Körper- und Gesundheitspflege in Arbeiterkreisen überhaupt, Spiel, Kunstpflege und edlere Unterhaltung, endlich und hauptsächlich freie Bildungspflege. Das wurde in achtenswertem Umfang erreicht; es wurde gute Sitte, daß, wer nach seiner Lage und seinen Fähigkeiten dazu imstande war von jüngeren studierten Männern und Frauen, sich für eine kürzere oder längere Zeit dieser Sache widmete; so besonders in Ost-London, wo die Zustände am schlimmsten, die Hilfe also am nötigsten war. Es entstand dort ein „Volkspalast“, dessen Abendkurse allein von über 5000 Hörern, hauptsächlich erwachsenen Arbeitern, besucht werden. Ähnlich, nicht so großartig, aber mehr intimen Charakters, ist Loynbee-Hall, gestiftet zum Andenken an den genannten, früh verstorbenen Gelehrten; dort leben die, welche sich dieser Aufgabe widmen (nicht bloß Studierende), wie in einem englischen „College“ zusammen, um sich für eine Zeit ganz jenen Bestrebungen zur Verfügung zu stellen. An den Vorträgen und sonstigen Kursen beteiligen sich (wie früher schon gesagt wurde) die ersten Männer der Nation. Bei uns strebt etwas Ähnliches namentlich das Hamburger Volkshaus an. Das eben ist hier von der größten Bedeutung, daß die wissenschaftlichen Kurse nicht isoliert stehen, daß die Volksbildungsarbeit wirklich in das Ganze der Arbeiterfürsorge eingreift, daß alles zusammen, gesunde Erholung und körperliche Ausbildung, Spiel und jede edle Art Unterhaltung und Genuß, aber auch die engere soziale Arbeit der wirtschaftlichen und Rechtshilfe, Schutz und Pflege familienhaften Heimlebens und familienhafter Erziehung, auf einen Boden gestellt werden, und zwar einen Boden, auf dem Angehörige von Volksklassen, die sonst eher feindlich oder wenigstens fremd und anteillos sich gegenüberstehen, zu unmittelbarem persönlichem Austausch und unbefangenen, durch den Klassengegensatz unvoreingenommenem gemeinsamem Schaffen und Arbeiten zusammentreten. Ich halte dies für wichtiger als alle bloß an den Verstand sich wendenden Lehrgänge oder

bloßen Volksunterhaltungsabende und was sonst von isolierten Veranstaltungen verwandter Art bis jetzt besteht.

Natürlich wird dies gerade für den gegenwärtigen Zeitpunkt sehr erschwert durch die nun einmal vorhandenen tiefen wirtschaftlichen, politischen und religiösen Gegensätze. Aber dieses Hindernis hat sich im einzelnen überwindlich bewiesen, wo immer ernstlich gearbeitet worden ist. Es muß nur auch zweifellos gewiß sein und nicht bloß in Worten, sondern in Thaten sich beweisen, daß man von keinem einseitigen Klasseninteresse, sondern vom einfach menschlichen Interesse am Menschen geleitet ist. Man muß von der Überzeugung durchdrungen sein, daß diese Sache eben größer ist und ewiger als alles, worum die Parteien hadern. Es ist das freilich kaum möglich für den, der selbst mit Haut und Haar im Parteiinteresse steckt und das für gut so und in der Ordnung, vielleicht für das Höchste in der Welt hält; sondern nur für den, der der Überzeugung ist, keine Partei habe als solche ein Recht, das höher gälte als das Recht des Menschen. Wie der unvermeidliche Kampf der wirtschaftlichen Klassen und der politischen Parteien einmal ausgetragen werden wird, das darf hier gar nicht in Frage kommen. Wie er sich auch entscheide, wer da recht haben und recht behalten möge — hier sind Menschen, denen menschlich und also durch Menschlichkeit und nichts anderes zu helfen ist, die mit uns als Menschen gleiches Recht haben, ihr Menschentum voll und rein und gesund und förderlich zu entwickeln, und denen man also auf menschliche Weise dazu behilflich sein muß, wie man nur kann. Um von dieser Pestalozzischen Überzeugung beseelt zu sein, muß man ja weder ein Riese an Verstand, noch ein Engel an Gemüt sein, sondern nur ein in sich klarer, an Kopf und Herz gerade gewachsener Mensch; und solche gibt es gottlob in allen Volksklassen.

Mit einem gewissen Widerstande der arbeitenden Klassen selbst ist hierbei freilich vorerst noch zu rechnen. Aber ich wiederhole: jeder ernstliche Versuch, der mit unvoreingenommenem Sinn und gesundem Takt unternommen wurde, hat bisher dies Hindernis überwindlich gefunden. Es war wohl durch einen vielleicht mißverstandenen Marxismus die Vorstellung tief eingewurzelt und ist es vielfach noch, als ob die wirtschaftliche Entwicklung von selbst, ihrem eigenen Gesetze gemäß, das man sich als ein starres Naturgesetz dachte, den Umschwung herbeiführen werde, der den arbeitenden

Klassen ein menschenwürdiges Dasein mit einem Schlage schaffen und den Klassenunterschied für immer begraben und ausschalten werde. Dieses Dogma hat, glaube ich, in den arbeitenden Klassen selbst an Zugkraft bereits viel verloren — vielleicht auch nicht; es ist schwer darüber zu urteilen. Gleichviel; es ist in der hier fraglichen Rücksicht nicht nötig und nicht angebracht, darum irgend zu streiten. Sei es selbst so (werden wir den Arbeitern sagen), so müßt ihr doch das nachgerade einsehen, daß jener verhoffte Umschwung in unmittelbar naher Aussicht nicht steht; es kann aber nicht auf eine, niemand kann sagen, wie ferne Zukunftsaussicht hin eine ganze ungeheure Menschenklasse für die Gegenwart einfach ihrem Schicksal überlassen bleiben. Auch ist man doch wohl endlich sich darüber klar geworden, daß eine Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse von solcher Tiefe, wie man sie sich denkt, in keiner nahen oder fernen Zukunft anders möglich sein wird als durch menschliche Kräfte der Einsicht und des Willens; daß sie in heilvoller Weise niemals eintreten wird, wenn nicht große, ernst und tief geschulte Kräfte der Erkenntnis und des Willens vorhanden sind, und zwar nicht bloß in einzelnen wenigen, sondern in vielen, womöglich in allen. Man hat ganz recht: es muß wohl eine sehr tiefe, eine bis zu den Wurzeln des Menschendaseins reichende, in diesem Sinne radikale Wandlung der menschlichen Verhältnisse sein, welche dies Große vollbringen soll, dem schwersten, wirklichsten und zugleich nach allen Seiten, physisch und intellektuell und moralisch verderblichsten Kriege, dem inneren Kriege der gesellschaftlichen Klassen gegeneinander ein Ende zu machen und ein Reich wahren Menschentums, reiner gegenseitiger Menschlichkeit herbeizuführen und dauernd zu sichern. Diese edle Hoffnung, diese ewig wahre Forderung des Sozialismus darf man sich wahrlich nicht rauben lassen; ich selbst möchte ohne sie nicht leben. Aber man soll sich von dem seltsamen Wahne endlich freimachen, als ob dergleichen nun mechanisch zustande kommen könnte; daß es zustande kommen könnte nach Gesetzen, die nicht von Erkenntnis und Willen der Menschen selbst, mit und in denen doch dieser Umschwung sich vollziehen soll, abhängen. Nun, so gehört doch eben dazu, schon zu jedem geringsten Schritt auf jenes ideale Ziel hin, als erste Vorbedingung eine mächtige Hebung menschlicher Einsicht und Willenskraft. Der Sache nach kann man auch gar nicht umhin, sich an diese fort und fort zu wenden; man redet doch, man agitirt, man

will überzeugen, man appelliert wahrlich laut und kräftig genug auch an den Willen, man beurteilt und verurteilt, kurz man verfährt ganz und gar nicht danach, als ob Erkenntnis und Wille nicht die entscheidenden Kräfte wären, von denen irgendeine Besserung der sozialen Zustände zu erwarten sei; nun, so wird man ja doch auch anerkennen müssen, daß es auf die Pflege dieser Kräfte nicht bloß nebenbei auch, sondern zu allererst und schließlich entscheidend ankommt. Die wirtschaftlichen Gesetze haben allerdings etwas von Mechanismus in sich; nämlich, so wie ein mechanisch falsch konstruierter Bau notwendig einstürzt, unabhängig von allem Einsicht und Willen sei es des Baumeisters oder des Eigentümers oder der Bewohner, so wird ein mechanisch falsch konstruiertes Wirtschaftssystem ganz gewiß auseinanderfallen, unabhängig von Einsicht und Willen aller aktiv oder passiv, positiv oder negativ dabei Beteiligten. Aber auf der Trümmerstatt wird ein haltbarer Bau niemals anders entstehen, als nach einem besseren Bauplan, mit besser geprüfem Material, durch planmäßig ineinandergreifende Arbeit; also doch wahrlich durch Einsicht und Willen derer, denen daran gelegen ist und die dazu befähigt und in der Lage sind. Das sind aber, in unserm Falle, nicht weniger als alle.

Eben deshalb aber darf man erwarten, daß gerade die arbeitende Klasse selbst der Aufgabe der Bildung des Verstandes und Willens ein immer steigendes Interesse entgegenbringen, sie mehr und mehr sogar in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stellen wird. Wäre es immerhin zunächst nur in der Absicht, sich für den großen Kampf, an dessen Bevorstehen man glaubt, als Klasse gegen die Klasse besser auszurüsten; möchte diese Absicht im umgekehrten Sinne gleicherweise auf der andern Seite bestehen: würde man nur ernstlich, hüben wie drüben, Verstandes- und Willensbildung suchen und die Wege dazu einschlagen, die allein dahin führen können, so würde sie nach ihren eigenen Gesetzen zuletzt notwendig zu einem heilvollen Ende führen. Und wäre dieser gleiche Wille in allen Volksklassen in genügender Stärke vorhanden, so würde auch die Überführung in eine gesündere Gesamtverfassung des sozialen Körpers, worin sie nun auch im besonderen bestehen mag, aller Borausicht nach nicht in konvulsivischen Zuckungen, die den sozialen Organismus an den Rand des Todes bringen, sondern auf gesunden, menschlichen Bahnen erfolgen.

Zuletzt aber sollte überhaupt keine wer weiß wie ferne Zukunftserwartung hier mitsprechen müssen; um die jetzige und die nächste Generation handelt es sich zuerst und unter allen Umständen. Ist für diese gesorgt, so wird sie dann schon für die folgende sorgen, und so immer fort. Es ist genug, daß auch jeder Tag der Menschheit seine eigene Plage habe. Die Hoffnung auf einen schöneren und besseren Tag der Menschheit bleibt uns, soll uns bleiben; aber diese Hoffnung ist nur dann etwas wert, wenn sie uns Kraft gibt, für das Heute und Morgen zu sorgen; sie wird dagegen sich selbst und uns zuschanden machen, wenn sie uns der nächsten, dringendsten Pflicht entfremdet und sie uns vergessen läßt. Auch hier gilt, daß in der Sorge und schaffenden Tat für das Nächste und die Nächsten alle Kraft des Lebens liegt; das In=die=Ferne=schweifen tut dem Menschen nicht gut und beraubt ihn seiner besten Energie. Das ist in sich so klar und einfach, daß man wohl darauf rechnen darf, es werde diese gesunde Selbstsorge fürs Heute und Morgen auch in unserer arbeitenden Klasse mehr und mehr wieder Platz greifen. Sie ist auch darin übrigens zu verstehen und bis zu einem gewissen Punkte zu entschuldigen. Wer für das Heute und Morgen keine Hoffnung sieht, der klammert sich begreiflich an den Gedanken einer Zukunft — die vielleicht niemals kommt. So versteht es sich, daß, solange der Zustand der Industriearbeiter wirklich der eines grauenhaften Elends war, wie wir es Gott sei dank so doch nicht mehr kennen, der Boden gegeben war für jene ganze Weltgerichtsstimmung, in der die erste Periode der sozialistischen Bewegung eine so auffallende Ähnlichkeit mit der Stimmung des Urchristentums zeigt. Eine gewisse Besserung der Lage jedenfalls für eine breite Schicht der arbeitenden Klassen ist aber doch eingetreten, zum mindesten angebahnt; es ist damit der Beweis geliefert, daß eine Besserung der Zustände ohne Katastrophen an sich möglich ist. Es ist auch durch die sozialistische Bewegung selbst ein energischer Anlauf zur Selbsthilfe hervorgerufen worden, die schon längst sich nicht auf den ja notwendigen politischen Kampf beschränkt, sondern die Hebung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen, zu diesem Zwecke natürlich zuerst ihre wirtschaftliche Sicherung und Verselbständigung bezweckt. Hier ist der Boden für jenes gemeinsame Wirken; hier hat es, nur bis jetzt noch viel zu schwach, eingesetzt; und ich glaube, daß diese Sache eine große und zwar nahe und sichere Zukunft hat. Es ist

ja so rasch nicht gegangen, wie man etwa zu Anfang der 90er Jahre, beim ersten kräftigeren Einsetzen unserer sozialen Gesetzgebung und zugleich einer energischen und unabhängigen „sozialen Praxis“ glaubte hoffen zu dürfen. Mit einem Schritt war es eben nicht getan; es sind wieder schwere Kämpfe gekommen, schwerere stehen vielleicht bevor. Aber die Folgen dieses ersten Schrittes werden durchwirken und auch die unvermeidlichen Krisen überstehen. Ja gerade jede neue Krise wird uns einen neuen Schritt vorwärts bringen, da, je härter man aufeinanderstößt, auch um so sicherer und allgemeiner das Bewußtsein der Unerträglichkeit und inneren Unhaltbarkeit eines solchen Zwiespalts der Nation sich aufdrängen und zu Maßregeln, welche den sozialen Frieden besser zu sichern imstande sind, aufordern wird. So ist es bisher gegangen, und so wird es weiter gehen. Zu verzweifeln wäre nur, wenn eine Erschlaffung der Volkskräfte etwa allgemein zu beobachten wäre. Aber jeder Tag beweist: sie ist nicht vorhanden, auf keiner Seite; gerade die Heftigkeit der Kämpfe bestätigt es. Diese mag schwere Erschütterungen für den Augenblick bringen; aber nach allem heißen Streit wird man erkennen, daß man, statt sich gegenseitig zu zerfleischen, seine Kräfte besser anwenden könnte zu solchen positiven Maßnahmen, die ein gedeihliches Zusammenleben dauernd möglich machen.

kehren wir in solcher Gesinnung nun zurück zu der Aufgabe, das Leben des arbeitenden Volkes menschlich zu gestalten, um dadurch die einzig sichere Grundlage zu schaffen für eine gesunde Kultur nicht bloß des Geistes, sondern auch des Willens, so dürfen wir noch eine große und allgemeine Sache nicht aus den Augen lassen, die in diesen Vorträgen bisher erst nur flüchtig berührt worden ist: die ästhetische Kultur. Ich gebrauche diesen vielleicht unnötig gelehrten Namen, weil es nun einmal der Sammelname geworden ist für ein weites Gebiet von Bestrebungen zur Volkskultur, für die es sonst eine genügend allgemeine Benennung nicht gibt. Denn „künstlerische“ oder „Kunstabildung“ wäre nicht umfassend genug; es handelt sich nicht bloß um eigentliche Kunst, sondern um die ganze Befreiung der Kräfte einer edlen Lebensgestaltung nach jenem eigenartigen menschlichen Bedürfnis, für das es eben einstweilen nur diesen, freilich nur nach einer Seite genügend bezeichnenden Namen des „ästhetischen“ gibt.

Ich sage Befreiung. In der Tat, wenn irgendwo, so ist hier dem Menschen Freiheit vergönnt. Hier endlich einmal schweigt die

Qual der Arbeit und ihrer Sorge, schweigt die ewige, nie ruhende Frage der Erkenntnis, schweigt selbst die hohe, aber im gleichen Grade ernste und schwere Forderung der Pflicht; es ist ein gewisses Ausruhen von dem allen und doch nicht Untätigkeit, sondern höchst lebendige, beglückende, weil die innersten Kräfte lösende, seelische Tätigkeit; so wie das Spiel des Kindes höchst tätig, aber frei tätig und in dieser Freiheit glücklich ist. Dazu gehört allerdings Muße, Entlastung wenigstens von einem solchen Druck der Arbeit, der allen inneren, seelischen Kräften den Atem raubt. Selbst bei ganz mechanischer Arbeit, ja gerade bei solcher, solange sie nur nicht die Kräfte ganz aufsaugt, kann man sein Liedchen summen oder sonst seine Gedanken auf die Weide führen, sich etwas Hübsches aussinnen, im Kopf zeichnen oder malen, oder an ein herrliches Bild, einen schönen Natureindruck, ein schönes Gedicht oder Geschichte oder Schauspiel sich erinnern; man kann jeden künstlerischen Eindruck, den die Umgebung dem Auge bietet, jedes ans Dichterische streifende Erlebnis erfassen und durchkosten, wenn dazu Sinne und Triebe einmal geweckt sind. Es schadet auch nicht, wenn die Momente der Hingabe an solch beglückendes inneres Spiel vergleichsweise karg bemessen sind, wenn sie dafür nur um so voller und intensiver ausgekostet werden. Denn die wunderbare Kraft seelischer Wiederherstellung und Wiederaufbauung, die darin liegt, wirkt fort und ist so leicht nicht zu ertöten.

Aber von selbst ist das freilich nicht da; es wirkt zu vieles in unserem Leben, besonders dem der Groß- und Industriestädte, dagegen, als daß man hoffen könnte, das werde so ganz von selbst erwachsen und gegen alle diese hemmenden Gegeneindrücke sich behaupten. Das ist höchstens nur der Fall in den wenigen, die von der Natur besonders starke Gaben und Triebe nach dieser Seite mitbekommen haben; und deren sind allerdings gerade in den unübersättigten unteren Volksschichten wahrscheinlich mehr, als wir denken. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie viele gerade der größten Künstler aus ganz geringen Verhältnissen hervorgewachsen sind. Manches große Talent mag da auch noch jetzt erdrückt werden durch die schließliche Übermacht der Lebensnot. Aber, wenn man auf die arbeitende Klasse als Ganzes sieht, so kommt es am meisten vielmehr auf die an, in denen der ästhetische Trieb zunächst schwach ist und selbst erst geweckt und genährt sein will.

Der zur Kunst schon Erweckte braucht wohl sonstige, vor allem wirtschaftliche Hilfe, aber im Künstlerischen selbst wird er sich selber am besten zu helfen wissen und soll man nur ja nicht ihm zu viel helfen wollen. Wir aber fragen jetzt nach der Hilfe für die, in denen von selbst ein ästhetisches Bedürfnis noch nicht lebendig ist und darum auch die Fähigkeit ästhetischer Auffassung und Betätigung noch wie in tiefem Schlummer liegt. Vielleicht denkt nun mancher: warum da ein Bedürfnis erst wecken, wo es von selbst gar nicht empfunden wird? Haben wir doch wahrlich genug zu tun, den stark und schwer und allgemein empfundenen materiellen, intellektuellen und moralischen Bedürfnissen Befriedigung zu schaffen. Aber das ist gerade das Merkwürdige und Auszeichnende in allem Ästhetischen, daß hier schon das Bedürfnis selbst, wofern es nur in sich wahrhaft ist, den Menschen hebt und adelt; daß hier auch schon im Verlangen Seligkeit ist; denn unbewußt ist es bereits tätig, das, wonach es verlangt, sich zu schaffen, so wie der glücklich Verliebte alle die Seligkeiten, die er sich ersehnt, sich in der Phantasie selber schafft; das ist schon ästhetisches Spiel oder ihm ganz nahe, wie ja das Liebeslied eine der kräftigsten Andern gerade der volkstümlichen Kunst, überhaupt aber alle ästhetische Stimmung etwas der Geschlechtsliebe nahe Verwandtes ist. Man findet ja in der ganzen Welt außer Kindern und Verliebten keine glücklicheren Menschen, als die in ästhetischer Gestaltung, oder wäre es nur in ästhetischer Auffassung der Natur und des Lebens (nicht der Kunst allein) leben, oder wenigstens den besseren Teil ihres Lebens darauf wenden. Die Gefahr ist bei solchen eher die entgegengesetzte, daß sie andere, ernstere Aufgaben über dieser wie trunkenen Seligkeit vergessen und vernachlässigen. Aber erstens ist bei der arbeitenden Klasse diese Gefahr gewiß am wenigsten vorhanden, da die Notwendigkeit der Sorge um den Lebensunterhalt und alles damit Zusammenhängende sie zur Arbeit schon ernst genug anhält, da ihre ganze Lage sie zu angespanntem Ringen nach sehr reellen Zielen hinlänglich auffordert und kein Verträumen oder noch so ästhetisches Verspielen des Lebens dulden würde. Übrigens aber wirkt eine gesunde ästhetische Kraft heilsam zurück auch auf die Kräfte der Erkenntnis, des Willens und der Arbeit. Es hängt doch schließlich alles im letzten Einheitsgrunde der Seele zwingend zusammen. Eine lebendige künstlerische Phantasie beflügelt auch die Kräfte der Erkenntnis und schafft auch dem Willen mächtige Er-

hebung; sie zieht umgekehrt aus beiden ihre kräftigste Nahrung; gerade von hier aus öffnen sich daher auch die sichersten Wege zur Entwicklung des ästhetischen Triebes.

Zunächst von der Seite der Erkenntnis. Zwar ist die Welt des Ästhetischen eine ganz eigene, gewissermaßen unwirkliche. Aber sie baut sich doch wiederum gänzlich auf aus den Kräften der Wirklichkeit. Ich sage mit Absicht: aus den Kräften, nicht aus den Stoffen; gerade des Stofflichen wird das natürlich Wirkliche mehr und mehr entkleidet durch seine künstlerische Verklärung. Die Zeichnung hält von den Körpern nichts Stoffliches, nur Umriß und Lichtwirkung fest; das Gemälde dazu Farbe, also nur eine andere Seite der Lichtwirkung; die Plastik fast nur die Körperform; ein Stoff ist zwar da, aber durchaus nur dienend, er gibt nichts vom Naturkörper wieder, ist ihm gegenüber willkürlich. Auch die Auffassung des Naturschönen ist nicht eine volle, stoffliche Übernahme, sondern stets eine starke Reduktion auf bestimmte Linien, Licht-, Schatten- und Farbenbeziehungen, die gar nicht rein abgelöst im wirklich Gesehenen vorliegen, sondern deren Herauslösung die eigene Leistung der künstlerischen Phantasie ist, welche durch die Wahrnehmung des äußeren Objekts zum freien Arbeiten nur angeregt wird. Die Freiheit und befreiende Kraft der ästhetischen Tätigkeit liegt, negativ angesehen, gerade darin, daß wir in ihr nicht vom wahrgenommenen Objekt abhängig bleiben, sondern Gestalt und Farbe und alles, was wir im Bilde der Phantasie erfassen, aus uns selbst entnehmen und in das Objekt vielmehr hinein als aus ihm heraus sehen. So (sage ich) ist die künstlerische Auffassung grundsätzlich verschieden von einem solchen Wahrnehmen, Beobachten oder gar indirekten Feststellen durch Berechnung nach allgemeinen Gesetzen, welches darauf zielt, das, was da ist, vollständig und genau so, wie es ist, nach seiner reinen Tatsachen-Wahrheit zu erfassen und sicherzustellen, um es in den Zusammenhang der Gesetze des Geschehens, den wir in der Wissenschaft unter „Natur“ verstehen, einzuordnen. Aber doch hat dies beides wiederum Zusammenhang, und es sind in der Arbeit der wissenschaftlichen Erkenntnis unzählige Bestandteile, die geeignet sind, die ästhetische Tätigkeit zugleich zu wecken und in sichere Bahnen zu lenken. Umgekehrt arbeitet die künstlerische Phantasie sehr stark mit in der wissenschaftlichen Forschung. Die größten Entdeckungen der Wissenschaft waren vielleicht zuerst beseligende

Dichtungen und wurden dann erst durch geduldigste Kleinarbeit zu wissenschaftlichen Wahrheiten; wie es z. B. an Kepler sich schön beobachten läßt.

Wir verdanken besonders den ästhetischen Forschungen von Theodor Lipps die genauere Aufmerksamkeit darauf, wie viel vom Künstlerischen in mechanischen Beziehungen wurzelt. Pestalozzi, der, obwohl auch hier nicht ohne richtige Ahnung, doch über eine bestimmte Vorstufe der wahren Erkenntnis nicht hinausgekommen ist, sah die Grundlage des Künstlerischen einseitig im Mathematischen. Das hat auf lange Zeit hinaus den Zeichenunterricht, zu welchem überaus starke Anregungen von Pestalozzi und dessen Schule ausgegangen sind, ungünstig beeinflusst. Wir Älteren haben noch darunter zu leiden gehabt. Man ließ uns die Ornamente (Ornamentzeichnen war damals im Unterricht fast die Hauptsache) eigentlich auf ihre geometrischen Grundformen zurückführen, so daß wir wirklich nicht die Schönheitslinie (diese selbst wollte man uns geometrisch konstruieren), sondern die geometrische Linie auffaßten. Das ist allenfalls eine sehr entfernte Vorstufe des Künstlerischen. Pestalozzi und seine Nachfolger sahen ganz recht, so weit eben ihr Blick reichte: das Formensehen ist auch ein geometrisches Konstruieren; Geometrie ist nichts anderes als Entwicklung der Gestalten aus ihren Elementen. Auch vollzieht sich alle Naturwirkung, wenn man einmal bis auf die letzten Elemente zurückgeht, in Bahnen, die eine geometrische Konstruktion zulassen; alle Bewegungen der Körper, besonders auch die Lichtbewegungen, setzen sich ja aus schließlich geradlinigen Bahnen zusammen. So zeigen sich in der Natur die wunderbarsten geometrischen Gebilde nicht bloß in den Kristallformen (es genügt, an das mikroskopische Bild des Schnees zu erinnern), sondern auch an organischen Formen, wie Muscheln, der Zeichnung der Schmetterlingsflügel u. a.; besonders gehören hierher die durch Häckel so populär gewordenen Radiolarien, jene wunderbar regulär gestalteten mikroskopischen Urtierchen, die zu Milliarden die See in allen Tiefen bevölkern. In dem allen liegt gewiß auch eine starke Anregung der ästhetischen Phantasie; es wäre daher ein recht lebendiger geometrischer Unterricht (freilich eine ziemliche Seltenheit) gewiß wohlgeeignet, auch dies nebenbei zu fördern und zu entwickeln. Aber solange das nun bloß geometrisch, d. h. nach seiner Begründung in den Gesetzen des Raumes aufgefaßt würde, wäre darin allerdings noch nichts

spezifisch Künstlerisches. Einen Schritt näher darauf hin führt nun eben jenes von Lipps (zuerst eingehender in der „Raumästhetik“) hervorgehobene mechanische Moment. Die Statik und Dynamik, das Gleichgewicht und der gegenseitige Bewegungseinfluß, nicht das bloße Dasein der Gestalten wirkt in der künstlerischen Auffassung auch der geometrischen Gebilde selbst. Wir fühlen im Kreis oder der Ellipse das Gleichgewicht der Teile, in der aufsteigenden Linie etwa des Kirchturms oder des Berges das Aufstreben, in der fallenden Linie (wie dieser ja nicht geometrische, sondern mechanische Ausdruck, ebenso wie der des Steigens, bestätigt) das Sinken wie ein Nachlassen, Nachgeben der Kraft; in der schön geschwungenen Linie die Energie eben des Schwunges. Das Wuchten der Masse, die Leichtigkeit der Bewegung, die mechanische Beherrschung z. B. in der plastischen Gestalt des Tänzers, des Ringers u. s. f., das alles sind weitere durchsichtige Beispiele. Ohne Zweifel ist das ein überaus mächtiger Faktor des ästhetischen Eindrucks; dennoch liegt dieser auch wiederum nicht im Mechanischen als solchem, sondern dieses ist, wie das bloß Geometrische, nur eine weitere Vorstufe, nur wieder einer der aufbauenden Faktoren der Kunstgestalt. Die wesentliche Vermittlung vom Geometrischen und Mechanischen zum eigentlich Künstlerischen hinüber liegt aber ohne Zweifel im Biologischen; d. h. wiederum nicht in der objektiven Erkenntnis der Lebensgesetze, sondern in dem unmittelbaren inneren Mitleben des Lebens, welches in dem Naturobjekt, sei es nun selbst lebend oder sogar leblos, sich uns darstellt, das heißt in Wahrheit: von uns in es hineingedacht, hineinphantasiert wird. Lipps nennt es „Einfühlung“; ein Ausdruck, den man nur ganz und gar aktiv und schöpferisch verstehen muß: wir sind es, die uns, unser eigenes Leben, nämlich das Leben unserer Phantasie, unserer freien Gestaltung, in das Objekt hinein — ich möchte lieber nicht sagen fühlen, sondern phantasieren. Ein (passives) Fühlen ist allerdings auch dabei, aber mir scheint es nicht das erste, nicht das bestimmende Moment zu sein, sondern nur ein allerdings nie fehlender Begleiter; das Erste und Entscheidende ist vielmehr, wenn es sich um das Werden der künstlerischen Gestalt einmal handelt, das (aktive) innere Gestalten, das allerdings aus dem eigenen Lebensgefühl fließt und in dem die Gestalt selbst uns zum Ausdruck dieses unseres Lebensgefühls wird. Ich muß die Linie z. B. des Blattes, des Stengels empfinden als Ausfluß und un-

mittelbare Darstellung eines Lebens nicht bloß gleich meinem eigenen, sondern eines solchen, das ich selbst in der Anschauung dieser Linie mitlebe, ja aus meinem innersten Leben in das Geschaute erst hineindichte; denn es braucht gar nicht an sich darin zu sein, sondern ich lege es ebenso hinein in die Linie des toten Steins, der die Form des lebenden Blattes und Stengels etwa als Ornament nachbildet. Und weil das Leben eben lebendig ist, so läßt es sich nie in eine starre geometrische Form oder in starre mechanische Gesetzesbeziehungen, etwa die wahre objektive Fall- oder Wurf- oder Gleichgewichtslinie hineinzwingen, sondern modelt sich frei, so wie es eben unser Hineinleben in die äußere Gestalt braucht; wie es ihm förderlich, und nicht, wie es etwa für das Objekt draußen richtig ist.

Dies alles gilt zunächst für die bildenden Künste. Aber wenigstens im allgemeinen ist leicht zu erkennen, daß auch den musikalischen Formen ähnliche Gesetze zugrunde liegen, die freilich im einzelnen noch wenig erforscht und überhaupt schwer erforschlich sind. In den redenden Künsten wiederum ist viel Musikalisches; die ganze Form des Liedes, überhaupt des Verses, ist musikalisch. Das Rhythmische ist vielleicht das, was am strengsten durch alle Künste im ganzen gleichartig durchgeht. Man redet vom Rhythmus der Gestalt; die vorher angestellte Betrachtung mag schon verstehen lassen, wie guten Sinn dies hat. Die Gestalt selbst schreitet oder tanzt ja nicht, aber unsere Auffassung, vielmehr unsere gleichsam dichtende Hineinlegung der Gestalt in den Gegenstand schreitet, und dies Schreiten kann zu einem ganz wunderbaren Tanz werden, wenn wir z. B. die Linien eines feinen Ornamentes verfolgen; also in uns, in den Schritten und dem ganzen Gange oder Tanze unseres Sehens liegt der Rhythmus; und so, wenn wir wirklich tanzen oder einem edlen Tanze zuschauen, kommt es darauf an, daß unsere Seele mittanzt. So mag der Dichter selbst in die Ruhe der Gestirne einen Reigen hineinschauen; so begrüßt Gottfried Keller die Sternenpracht, die „schweigend sich im Ather wiegt“. Ich bekenne Ihnen offen, ich habe noch keinen Stern sich wiegen sehen; aber ich glaube dem Dichter aufs Wort; ein Gottfried Keller flunkert nicht. Das Gefühl des Rhythmus ist aber ein dynamisches, jedoch biologisch-dynamisches Moment; gerade der Rhythmus ist also eine gute Bestätigung für unsere Grundannahme. Vom Anschwellen und Abnehmen des Klanges ist dasselbe ohne weiteres ersichtlich,

und darauf beruht, neben dem Rhythmus, die stärkste Wirkung, welche die Musik auch auf den weniger Musikalischen übt. Das dritte Hauptstück der Musik aber, die Melodie, hat wieder etwas Verwandtes mit der Linie und dem Spiel der Linien; und so die Harmonie mit den Verhältnissen der Einstimmung und des Widerstreits in diesem Spiele. So sieht man schon ab, wie hier überall zuletzt zwar nicht dieselben, aber nahe verwandte und gleichartige gesetzmäßige Gründe walten.

Ich bitte Sie, diese kleine Abschweifung in das Gebiet der Ästhetik mir zugute zu halten; es ist uns dadurch jetzt sehr erleichtert, auf die Frage Antwort zu geben, auf welchen Wegen zur Freiheit ästhetischer Auffassung zu erziehen ist. Wir sehen vor allem, daß geradezu aller wissenschaftliche Unterricht Bestandteile einschließt, die zugleich ästhetisch bildend wirken können und also sollen. Es wäre bei allem wissenschaftlichen Volksunterricht diese Seite gründlich zu beachten; man müßte bei der Auswahl der Lehrenden besonders auch darauf sehen, daß sie die Fähigkeit haben, ohne Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Strenge doch zugleich immer die Anregung des ästhetischen Sinnes zu beachten. Ein Ineinanderwirren des Wissenschaftlichen und Ästhetischen folgt daraus nicht, wenn man jenes soeben von mir betonten Unterschiedes sich immer genau bewußt bleibt und ihn auch dem Lernenden wenigstens im negativen Sinne (Verwechslungen zu vermeiden) zum Bewußtsein bringt. So aber kann der Unterricht in Geometrie, Physik und vollends Biologie für die ästhetische Bildung überaus fruchtbar gemacht werden.

Wie aber steht es mit den sogenannten Geisteswissenschaften? Nun, man braucht nur die Frage aufzuwerfen, so ist sie fast schon beantwortet. Jene Bergeistigung des Körperlichen, des Natürlichen selbst beruht darauf, daß eben das Geistige darin nur ein Mittel des Ausdrucks, der Aussprache sucht und glücklicherweise auch findet. Alles, was wir vorhin betrachtet haben, gehört im Grunde erst gleichsam der Grammatik, der Sprachlehre des Ästhetischen an; in der Kunst spricht doch etwas zu uns, spricht eben die Seele sich aus, also ist es eine Sprache. So wenig aber, wie die Sprachlehre schon den Gehalt der Rede erschöpft, so wenig erschöpft jenes alles, was vorhin aufgeführt wurde, den Gehalt der Kunst. Hätte Beethoven in seine Symphonien, Michelangelo in seine Bildwerke, Rembrandt in seine Gemälde und Radierungen nicht auch einen

mächtigen geistigen und sittlichen Gehalt zu legen vermocht, das bloße Spiel der Töne, der Linien und Farben und Lichter und Schatten würde diese tiefe Wirkung nicht tun, nicht unseren innersten Menschen so packen und ergreifen und dadurch bilden, d. h. emporheben und zu etwas Edlerem machen. War nun, solange wir bloß nach den Sprachgesetzen der ästhetischen Gestaltung fragten, die redende Kunst die am schwersten erfassliche, so ist dagegen der andere, noch mächtigere Bestandteil der Kunst, den wir kürzshalber den Gehalt nennen, hier am leichtesten zu erfassen, da eben in der Rede von Anfang an dies Geistige sich sein eigenartiges Ausdrucksmittel geschaffen hat; da sie unmittelbar Mitteilung des Geistes an den Geist und die Materie des Schalls und Lautes dabei durchaus nur untergeordnet ist. Zu vernachlässigen ist sie freilich nicht; wäre sie wirklich gleichgültig, so würde nicht nur jedes Gedicht sich mit unveränderter Wirkung in eine andere Sprache übertragen lassen, was bekanntlich nicht entfernt der Fall ist; jede Übersetzung eines Gedichts ist im Höchsthalle eine freie Nachdichtung, also ein selbständiges Kunstwerk, im gewöhnlicheren eine Entstellung, die gerade das Dichterische des Gedichts zunichte macht, in keinem Falle, ästhetisch angesehen, dasselbe — sondern es würde ein Gedicht sich auch in die ganz anders geartete Sprache etwa der Musik oder der bildenden Kunst übertragen lassen, was aber in dem Sinne, in welchem es etwa gesagt werden dürfte, eine nur noch viel entferntere Nachdichtung, eine viel eingreifendere Abwandlung gerade des Künstlerischen daran ist. Aber immerhin, daß eine gewisse Übertragung selbst aus einer Kunst in die andere hinüber doch möglich ist, beweist, daß der Gehalt auch für sich etwas ist; nicht als ob er bestehen könnte ohne irgendeine Form, aber doch als im letzten Kerne derselbe unter ganz verschiedenen Formen; es beweist zugleich, daß ein Gehalt, wesentlich gleichartig dem der Dichtung, im günstigen Fall ein selbst auch dichterisch darstellbarer Gehalt, ebenfalls in der Musik, in der bildenden Kunst liegen kann und, wenn die volle Höhe der Kunst darin erreicht sein soll, liegen muß.

Ich will und darf dies alles für jetzt nicht weiter verfolgen, sondern habe nur noch den einfachen Schluß daraus zu ziehen; einen Schluß, genau entsprechend dem, auf den die Betrachtung der Ausdrucksmittel der Kunst führte, nämlich daß ebenso wie nach jener Seite Mathematik und Naturwissenschaft, so nach der Seite des

Gehaltes alle die Wissenschaften, welche mit dem geistigen Dasein des Menschen beschäftigt sind, zugleich ästhetisch bildende Momente einschließen müssen. Das ist denn offenbar auch der Fall. Zusammengefaßt stellt das geistige Leben sich wissenschaftlich dar als Geschichte. Die Soziologie, d. h. Wirtschafts-, Rechts- und Erziehungslehre, gibt nur ein abstraktes, gleichsam starres Durchschnittsbild; Geschichte führt uns den Geist im Leben vor. Jenes verhält sich zu diesem etwa wie Mathematik, Physik und Chemie zu Biologie; und ganz dementsprechend stuft auch der Beitrag jeder dieser Wissenschaften zur ästhetischen Bildung sich ab, nämlich gemäß dem Grundunterschied, daß zwar die ewigen Gesetze der Wirtschaft, des Rechts und der Bildung vorbedingend sind für ein wirkliches Verständnis des Geschichtsganges menschlicher Entwicklung, daß aber erst in diesem das Leben der Menschheit sich wirklich darstellt. Daher liegt in allem Historischen ein so starker Antrieb zu ästhetischer Darstellung. Der Historiker wird in der Lebendigkeit der Reproduktion des Geschehenen unwillkürlich zum Dichter; wobei allerdings große Gefahr ist, daß er dies Handwerk, das ihm da ungewollt und unerwartet zufällt, nicht genug versteht. Auf der andern Seite liegt zutage, wie die Geschichte stets die Dichtung befruchtet hat. Es ist aber hier nicht bloß und nicht einmal hauptsächlich an die Geschichte längst vergangener Zeiten zu denken; auch die Darstellung der Gegenwart — sie erst recht — ist Geschichte; erstens ist es auch Vergangenheit, nur eben jüngste Vergangenheit; es ist ja nie der gerade jetzige Moment, den man darstellt, sondern allenfalls der Verlauf bis zum Jetzt oder nahe an es heran, also immer noch Vergangenheit, nur die uns noch lebendigste, weil nächste. Ueberhaupt aber kommt es aufs Vergangen- oder Gegenwärtigsein nicht an; eher schon auf die Zukunft, mit der die Vergangenheit und Gegenwart schwanger geht; schließlich aber auf das zeitlos Ewige, das im Zeitlichen sich darstellt. Also wäre es kein Widerspruch gegen das Gesagte, wenn man uns darauf hinwiese, daß doch die große Kunst jederzeit ihre Gegenstände, vor allem ihre ganze Stimmung und Auffassung der Gegenwart und nicht der Vergangenheit entnehme. Es handelt sich nicht um den Zeitpunkt, ob jetzt oder früher oder später, sondern um den lebendigen Fortgang; ja auch um diesen nicht, sofern er sich wirklich so und so abspielt, sondern um die Kräfte, die in ihm tätig sind und sich auswirken. Diese

werden wir allerdings am lebendigsten da erfassen, wo wir sie am genauesten kennen, weil wir unter ihrer Wirkung unmittelbar selbst leben. Also ist es wohlverständlich und kein Widerspruch gegen unsere vorige Behauptung, daß die Kunst ihre stärksten Wirkungen immer da erreicht, wo sie am meisten „aktuell“ ist.

Die Geisteswissenschaften sind nun das Gebiet der Wissenschaft, in welchem das Sittliche seine wissenschaftliche Gestalt erreicht. Jener Gehalt der Kunst, von dem wir reden, ist in der Tat durchweg, in einem freilich sehr weiten Sinne des Worts, ethischer Natur. Zwar so wenig wie die Kunst die Aufgabe hat, Probleme des Verstandes zu lösen, so wenig liegt an sich ihre Aufgabe in einer sittlichen Wirkung, die sie zu üben hätte. Überhaupt handelt es sich für uns jetzt nicht um eine wissenschaftliche oder sittliche Wirkung der Kunst, sondern umgekehrt um die Nahrung, die sie ihrerseits aus dem ganzen Inhalte der Wissenschaft und andererseits der sittlichen Beziehungen im Leben der Menschheit zieht. Andere Elemente aber als von diesen beiden Arten, übrigens in unendlicher Freiheit der Abwandlung, der Auswahl und wiederum der Vereinigung, hat die Kunst überhaupt nicht; so innig hängt sie doch zusammen mit den beiden Grundkräften des Verstehens und des Vollens, während sie gleichwohl in beiden nicht aufgeht, sondern etwas ganz anderes und neues aus beiden schafft, zugleich beide eng aufeinander bezieht und miteinander vereint. Ebendarum können beide, die intellektuelle und die ethische Bildung, kaum anders, sie müssen sich ergänzen und gerade vereinen in der ästhetischen, sonst bleibt das Menschenwesen in seiner Vollständigkeit unerreicht, der Mensch bleibt wie verstümmelt, es stehen seine verschiedenen Funktionen immer noch mechanisch nebeneinander statt organisch ineinanderzugreifen und zu einer letzten Harmonie sich zusammenzuschließen. Deshalb denkt man bei dem Worte „Bildung“ auch am meisten und vorwiegend an die zugleich ästhetische Vollendung des menschlichen Wesens, während „Erziehung“ mehr nur die sittliche, „Unterricht“ vollends nur die intellektuelle Seite der humanen Entwicklung hervorhebt.

So erkennen wir die Notwendigkeit und zugleich die Möglichkeit der ästhetischen Bildung. Man darf sagen: wo intellektuelle und ethische Bildung möglich ist, da muß es auch die ästhetische sein; während sie zugleich völlig so notwendig ist wie jene beiden. Gerade

eine harmonische und damit erst voll menschliche Bildung aber erstreben wir für das ganze Volk; nun, diese Harmonie des Menschenwesens zu vollenden, ist die Aufgabe der ästhetischen Kultur. Diese hat zugleich die intellektuelle und ethische zur Voraussetzung; sie wird daher mit diesen auch nie in Streit kommen, sondern auch wieder umgekehrt auf sie förderlich zurückwirken, schon weil sie sie für sich selbst braucht.

Aber das Besondere der Mittel und Wege ästhetischer Volksbildung darf ich jetzt kurz sein. Welch ungeheuren Beitrag dazu der wissenschaftliche Unterricht liefern kann und soll, liegt schon in dem Gesagten. Aber auch, wie alles, was auf die sittliche Hebung des Volkslebens zielt, zugleich ein mächtiges Mittel zu seiner ästhetischen Förderung ist, ist jetzt ohne weiteres klar. Die Körperbildung möchte ich hier noch besonders hervorheben, die in Spiel, Tanz, aber auch Gymnastik stark ästhetische Momente enthält, vollends in der freien Bewegung in der Natur sich aufs schönste damit verbindet. Gerade das ästhetische Naturgenießen ist nicht von selbst da, es will sehr gelernt sein. Aber dem ästhetisch Gebildeten ist es auch eine der größten Freuden und eine der dankbarsten Aufgaben, dem weniger Gebildeten das Verständnis dafür zu öffnen. Man sollte bei Wanderungen, die etwa naturwissenschaftliche (geologische, botanische) oder historische Zwecke verfolgen (geschichtliche Heimatkunde) oder Kunstdenkmäler aufsuchen, so viel wie möglich zugleich die Aufmerksamkeit auf das Naturschöne zu lenken und die Auffassung dafür zu bilden bemüht sein; was um so leichter sein muß, da alle jene anderen Absichten damit vorzüglich harmonieren. So erweist sich die Heimatkunde geradezu als der gemeinsame Mutterboden für jede Art und Richtung menschlicher Bildung; daher ist es freilich ihr Tod, wenn der Mensch aufhört, eine Heimat zu haben; ich brauche nicht erst zu erinnern an die ergreifenden Heimwehlieder, mir liegen drei besonders im Sinn: von Pyrker (Schubert), Mörike (H. Wolf) und Sternau (Brahms). Mit der direkten Körperbildung hängt aber die ganze Gesundheitspflege zusammen. Diese ist für die ästhetische Bildung von einer gar nicht zu ermessenden Bedeutung. Die ästhetische Richtung ist dem Menschen so natürlich, daß er fast nur gesund zu sein braucht, um für sie offen und empfänglich zu sein; während freilich in ungesunder Umgebung, in stinkender, verbrauchter Luft oder in einem alkoholisch verfeuchten Körper die

Kunst sich nicht wohl fühlen kann. Sehr aufmerksam ist man ja jetzt auf die Wirkung einer künstlerischen Umgebung, einer ästhetisch befriedigenden Gestaltung des Heims. Man hat mehr und mehr erkannt, daß es dazu gar nicht außerordentlicher Mittel bedarf, daß der einfachste Raum, der einfachste Hausrat und Hausschmuck eine rein ästhetische Wirkung tun kann, wenn nur eins zum andern und alles zum Charakter und Leben der Bewohner stimmt. Auch da aber kann es nicht daran genug sein, daß man dem Manne des Volkes etwas Hübsches zurecht macht und ihn dann in den fertigen Raum hineinsetzt wie die Puppe ins Puppenhaus. Hat man zuvor nichts getan, in ihn selbst wenigstens die ersten bescheidenen Keime ästhetischer Kultur zu pflanzen, so wird er es alsbald verderben und verkommen lassen, und Puppenhaus und Puppe werden bald grausam entstellt in der Ecke liegen. Also muß man sein eigenes Interesse und seine eigene Betätigung anregen und anleiten und dann so bald und so viel als möglich ihn selbst sich seine Umgebung gestalten lassen. Und auch hier ist überaus wichtig die von selbst gewachsene Gemeinschaft. Das Volksheim sollte stets zugleich ein Muster auch nach dieser Seite darstellen, nach welchem dann das eigene Heim, wo es überhaupt in irgendeinem Sinne noch besteht, sich von selbst entsprechend gestalten würde. Zur ästhetischen Gestaltung der Stätten gemeinsamer Erholung und Bildung würde von selbst jeder, besonders die ästhetisch schon Gebildeteren mithelfen, und dadurch zugleich den weniger Gebildeten der wirksamste Ansporn gegeben werden, jenen gleich oder doch näher zu kommen. Festfeiern geben den Anlaß zu Darbietungen der redenden und musischen Künste, sowie des Tanzes und Schauspiels. Mir ist gar nicht zweifelhaft, daß auch da es keine Utopie ist, daß das Volk aus eigenen Kräften einen guten Teil seiner ästhetischen Bedürfnisse selbst bestreiten könnte, allerdings unter sachkundiger Anleitung. Also sollte man nicht allein an solche Vorführungen denken, bei denen das Volk nur Zuschauer oder Zuhörer ist, sondern es so viel als irgend möglich zu eigener Mitwirkung heranziehen. Da ist mancher, der wenigstens ein Gedicht gut vortragen, eine Geschichte wirksam lesen, mancher, der in bescheideneren Stücken, etwa von der Art der Hans Sachs'schen, fast so gut wie ein gelernter Schauspieler agieren kann. Als einen großen Fortschritt würde ich es begrüßen, wenn ich hören würde, daß das Volk sich Stücke solcher Art aus seinem eigenen Leben

selber schafft. Ein guter Chorgesang ist wenigstens in den musikalisch begabteren Volksstämmen (ich denke hier z. B. an die Rheinlande) durchaus ein erreichbares Ziel; und was einfache Arbeiter in bildnerischer und malerischer Darstellung, vor allem in dem den Mitteln nach einfachsten Zeichnen leisten, davon hat man in den letzten Jahren schon manche überraschende Probe aufweisen können. Kräfte sind reichlich vorhanden, man muß sie bloß zu finden und freizumachen verstehen. Die Vorführung bedeutender Kunstwerke, Museumsführungen und was sonst von dieser Art ist, erwähne ich nur ganz kurz, weil über deren Wert nur eine Stimme und die Sache selbst fast überall, wo Gelegenheit dazu ist, schon in Übung ist. Lichtwardt besonders hat erkannt, daß es da gar sehr einer Anleitung zum Achten auf das Wesentliche bedarf, und hat Wege dazu gezeigt. Man würde darin in dem Maße weitergehen dürfen, wie in eigener, noch so bescheidener Kunstübung ein Grund zuvor schon gelegt wäre; aber das ist freilich nicht allgemein, wird vielleicht nie ganz allgemein bei allen der Fall sein.

Ich muß dies Gebiet verlassen, obgleich die Fülle der Fragen auch hier noch längst nicht erschöpft ist. Denn noch darf ich nicht unterlassen, zum letzten Schluß noch eine große Frage wenigstens anzuregen, die der religiösen Bildung.

Religion läßt sich nicht machen; und da ist sie für die große Volksmasse, gerade für einen großen Teil derer, denen unsere Bildungsarbeit an erster Stelle gilt, im allgemeinen nicht; darüber kann man sich nachgerade keiner Täuschung mehr hingeben. Und doch ist der kein Mensch, dessen innerer Bildung diese letzte Krönung fehlt, die von allem Innerlichen das Innerlichste, daher freilich am schwersten zu fassen, aber zugleich in bestimmtem Sinne das Erst- und Letzt-Notwendige ist.

Die freie Volksbildungsarbeit kann und soll ihrem ganzen Begriff, ihrer ganzen Absicht und auch allen obwaltenden Bedingungen und Möglichkeiten nach nicht darauf ausgehen, die Überzeugung der Volksmassen in irgendeinem noch so freien, vollends nicht in einem unfreien religiösen Sinne zu beeinflussen. Und doch geht es gar nicht an, daß man an den Weltanschauungsfragen gänzlich vorbeigeht, daß man so tut, als ob sie gar nicht da wären. Der Arbeiter, der Mann des Volkes soll, wie überhaupt jeder, der am Leben der Menschheit teilhat, allerwenigstens wissen, daß es so etwas gibt,

und was es ist, was es denen ist, die etwas daran haben. Kennen und empfinden, in ihrer ganzen Wucht empfinden soll jeder die religiöse Frage. Diese, eben als Frage, zu der seine Stellung zu finden ganz ihm selbst anheimgestellt bleibt, verstehen zu lernen und gründlich nicht bloß zu durchdenken, sondern zu durchleben, kann keinem erlassen werden. Jedem von uns, zu welchem Ergebnis er auch für sich selbst gekommen sein mag, ist das sicher ein bleibender Gewinn und ein bedeutendes Moment seiner Erziehung gewesen. Und es kann daran, meine ich, auch von keiner Seite ein ernster Anstoß genommen werden — es sei denn von solchen, denen hier schon das Fragen Sünde, und die unfehlbare Antwort ungefragt herunterzuschlucken Gewissenssache ist. Mit diesen wollen wir nicht rechten; sie haben ihre Befriedigung dahin, die wir ihnen nicht im mindesten streitig machen. Wir wenden uns an die Hungernden, nicht an die Gesättigten. Wir wenden uns gerade an die ehrlichen, aufrichtig Wahrheit suchenden, an die nur nicht frivolen Zweifler. Die frivolen — ja die vertreten nach der andern Seite das Fertigsein mit der Sache; man kann zwar nicht sagen, sie sind gesättigt, denn sie haben, angeblich wenigstens, auch das Hungern sich abgewöhnt; aber sie haben mit jenen doch das gemein, daß sie nicht hungern, wenn schon aus dem entgegengesetzten Grunde wie jene; also gehen auch sie uns nach dieser Seite nichts an.

Wem aber das Religiöse überhaupt eine Frage ist, den möchte man vor dieser Frage nun auch nicht stehen lassen wie vor einem verschlossenen Thor. Welche Antwort dürfen wir ihm denn geben? Wie gesagt, keine, welche die Zumutung einer bestimmten positiven Lösung enthält; kein Dogma, in keiner, auch nicht der verdünntesten Gestalt; natürlich auch kein negatives Dogma. Also unbefangene objektive Vorführung zunächst. Eine solche muß doch möglich sein; gibt es doch unfraglich eine Wissenschaft von der Religion, die nichts dogmatisch entscheidet, sondern nur fragt: was ist Religion, worin besteht religiöses Leben, wie hängt es mit allen andern Seiten und Bedingungen des Menschenlebens zusammen? Aber eine solche, zuletzt historische, entwicklungsgeschichtliche Vorführung allein ist freilich selbst nur eine verstärkte, vertiefte, vielseitig geklärte Frage und noch immer keine Antwort. Zuletzt aber verlangt man auch irgendeine Antwort; darf sie, und wie, wieweit darf und soll sie gegeben werden?

Nun, wir arbeiten auf Gemeinschaft hin. Also ist die Antwort genau so weit zu geben, als es eine solche Antwort gibt, die gemeinsam von allen anerkannt werden kann und muß. Das suchte man früher in irgendeinem Minimum von dogmatischem Bestand, etwa dem Glauben an den einen Gott. Aber das ist selbst nur ein Problemwort. „Wer darf ihn nennen und wer bekennen . . .“! Sogleich die Frage nach den göttlichen Attributen führt in alle Zweifel hinein: wie vereint sich die absolute Gerechtigkeit und Güte des Welturhebers mit den schweren Ungerechtigkeiten und furchtbaren, besonders moralischen Übeln der Welt usw.? Auf das alles maßen wir uns nicht an, eine Antwort zu geben; wir maßen uns nicht an, irgendwem die Überzeugung beizubringen, es gibt einen Gott, oder es gibt keinen, oder sonst irgendetwas positiv oder negativ in diesen Dingen zu entscheiden. Wir wissen doch nun endlich: „Wie der Mensch, so ist sein Gott“; und wo nun die Menschen in so viele gegeneinander feindliche Lager auseinanderklaffen, da tun es mit ihnen die Götter, und ist Monotheismus der Wahrheit nach eine Phrase.

Was aber kann dennoch gemeinsam sein, ist im Grunde gemeinsam? Eines allein: das Sittliche im Religiösen. Ich meine nun aber nicht wiederum ein nur etwa ethisches Dogma; da haben die Marxisten wieder einmal recht, daß auch das Besondere der sittlichen Anschauungen und Forderungen ebenso von Zeit und Umständen und gesellschaftlichen Interessen abhängig und mit ihnen wandelbar ist wie die religiösen Vorstellungen. Aber es gibt doch einen letzten Einheitsgrund des Sittlichen, den mit der Lat immer anerkennt, auch wer mit Worten dagegen streitet. Keiner hält ernstlich äußere und innere Unwahrhaftigkeit oder Feigheit und sonstige Niedertracht, Trägheit, Vergeudung der Lebenskraft, Vergewaltigung oder Betrug für etwas in sich Gutes, sondern jeder erkennt bei ruhiger Überlegung es ebenso sicher für unhaltbar, weil alle Möglichkeit der Gemeinschaft und damit eines menschlichen Daseins untergrabend, wie man erkennen kann, daß ein Bauwerk keinen inneren Halt haben kann, das nicht gewisse mechanische Grundbedingungen erfüllt. Vor allem das Ziel selbst: die Möglichkeit und Wirklichkeit menschlicher Gemeinschaft überhaupt, das ist im letzten Grunde keinem zweifelhaft. Diese Zieleinheit des Menschentums aber ist der Kern des Sittlichen; um das handelt sich's. Dies aber ist

wirklich in aller Menschheit eins und dasselbe, und es ist in aller edleren Religion als ein und zwar durchschlagendes Moment enthalten. Es ist der Einheitspunkt, worin wirklich alle edlere Religion zusammentrifft. „Gott ist die Liebe“, was besagt das anders als: die Forderung, daß Gemeinschaft sei? Sei also Religion alles sonst, was sie will und kann, wir verwehren es ihr nicht; jedenfalls aber ist sie auch ein Ausdruck, im letzten Grunde sogar der einstimmige Ausdruck dieses eben notwendig einstimmigen Strebens nach Einheit des Wollens in dem Menschen selbst und zuletzt in der Menschheit. Man mag sich dagegen verwahren, daß Religion nur Sache der Menschheit sei; keiner aber leugnet ernsthaft oder könnte leugnen wollen, sei er Katholik oder Protestant, Christ oder Jude oder Buddhist oder was sonst, daß Religion auch Sache der Menschheit sei, daß sie auch die Idee der Menschheit und zwar als Einheit, als Gemeinschaft, in ganz schlichter Sprache: Menschenliebe, oder sagen wir noch unvorgreiflicher: Menschlichkeit gegeneinander, vertreten will und stets vertreten hat. Mag nun der andere Teil sagen: dazu brauchen wir keinen Gott, das macht die Menschheit selbst; so werden wir antworten: ja, die Menschheit; aber das ist eine Idee, ein Unsichtbares, das dennoch in unserer Seele uns gewiß ist, von unserem Innersten bejaht wird, obgleich wir gestehen müssen, die Menschheit, die wir in der Erfahrung kennen, stellt es nicht dar, ja in vielen ist selbst ein Wille dazu für uns nicht erkennbar. Also behalten doch wohl die recht, welche sagen: man muß glauben dürfen, glauben können, auch was man nicht sieht, und dies Glauben an das Unsichtbare, das ist Religion.

Und hier muß ich nun noch einmal, ein letztes Mal auf Pestalozzi zurückgreifen, um doch sein Bild auch nach dieser Seite nicht unvollendet zu lassen. Fast bei keinem ist die rein menschliche Wendung der Religion so leuchtend klar, so vollstümlich anschaulich zugleich und unmittelbar praktisch ausgesprochen. Ich hebe aus der Fülle wundervoller Äußerungen nur zwei heraus, beide aus seinem Roman. Es heißt in dem schönen Kapitel „Eine Kinderlehr“ (im dritten Teil von „Lienhard und Gertrud“): „Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selber kennt, und ehret Gott nur, insofern er sich selber ehret, das ist insofern er an sich selber und an seinen Nebenmenschen nach den

reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelst. Daher soll auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern durch sein Tun zur Religionslehre emporheben. Denn es ist umsonst, daß du dem Armen sagest: es ist ein Gott, und dem Waislein: du hast einen Vater im Himmel. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehest, das ist, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du es den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest"; was dann sehr schön am unmittelbaren Beispiel aus dem Leben durchgeführt wird. So legt Pestalozzi durch den Mund des treuherzigen Marelli das schöne Glaubensbekenntnis ab: „Es hat schon gefehlt, wenn's einem über das, was Gottes Wort sagen wolle oder nicht sagen wolle, auf's Erklären und das, was andere Leute dazu sagen, ankammt . . . Ihr guten Leute, ihr solltet es wohl wissen, es sind ja genug Sachen in der Welt, die von Gott selber sind und ob denen man nicht verirren kann, was Gott wolle, daß ein jeder Mensch in der Welt sei und tue. Ich habe ja Sonne, Mond und Sterne und Blumen im Garten und Früchte im Feld, und dann mein eigen Herz und meine Umständ (Angehörigen); sollten die mir nicht mehr als alle Menschen sagen, was Gottes Wort sei und was er von mir wolle? Nehmet nur gerad ihr selber, wenn ihr vor mir zustehet und ich euch in Augen ansehe, was ihr von mir wollet und was ich euch schuldig; und dann da die Kinder meines Bruders, für die ich versprechen muß: sollten die nicht das eigentümliche Wort Gottes an mich sein, das auf eine Art an mich gerichtet ist und mein eigen gehört, wie es an keinen andern gerichtet und keinem andern gehört? Und das ist gewiß von Gott, und ich kann mich gewiß nicht verirren, wenn ich mir das andere Wort Gottes durch nichts in der Welt als das erklären lassen will". Es ist, fast bis zum wörtlichen Anklang, dasselbe, was Faust dem Gretchen antwortet: „Wölbt sich der Himmel nicht da droben . . . schau ich nicht Aug' in Auge dir . . ." So finden wir auch hier Pestalozzi und Goethe ganz auf einer Linie, aber bei Pestalozzi wieder den Vorzug der ganz volkstümlich schlichten Wendung, bei der doch von der Tiefe der Goetheschen Anschauung nichts verloren geht.

Es wäre für den religiösen Frieden, an dem es in Deutschland, dem vielleicht heute wirklich doch noch religiösesten Lande der Erde, leider am allermeisten fehlt, Unermeßliches gewonnen und damit für alle inneren Einigungs- oder auch nur Näherungsbestrebungen ein unschätzbare Fortschritt, wenn es gelänge, diese an sich doch (wie man denken sollte) mögliche, ja naheliegende Verständigung zu erreichen. An der Religion bleibt sicher ewig wahr dieser ihr sittlich menschlicher Kern, der denn doch unleugbar in ihr steckt; darin kann man zusammenstehen, wie verschiedene und entgegengesetzte Gedanken man sich auch sonst über Welt und Gott, über Diesseits und Jenseits und alle diese am Ende doch für uns unlöslichen Fragen macht. Auf diesen Kern jedenfalls kommt es an, wenn nach Gemeinschaft, nach Zusammenleben und Zusammenwirken, nach gegenseitiger Anteilnahme in Lust und Leid, in Schaffen und Erholung, in Erkennen und Wollen die Frage ist. Das Andere mag jeder für sich, jede Religionspartei für sich behalten; es bestreitet's ihr ja keiner — solange es nur jene Einheit des sittlichen Zieles, solange es die Gemeinschaft von Mensch zu Mensch nicht gefährdet. Das tut es aber nicht als Religion, sondern nur weil und sofern gar sehr menschliche Dinge in die Religion sich einmengen und sich den Purpurmantel der Religion umwerfen, um in dieser verführerischen Maske in Wahrheit sehr ungöttliche Geschäfte zu treiben.

Religion ist Sache des Lebens und der Tat, nicht der Meinung und der Worte; das wird Pestalozzi nicht müde einzuschärfen. Nun, der Weg, den wir gehen wollen, ist der Weg des Lebens und der Tat, und so wird er in echte Religion hoffentlich auch ausmünden.

Stunden der Erhebung, Stunden, in denen man der Gemeinschaft im Ringen um ein echtes Menschentum sich bewußt wird, braucht der Mensch. Auch unsere Ethiker empfinden mehr und mehr, je mehr sie die Volksmassen sich von den überkommenen Religionsformen und Religionsübungen abwenden sehen, die Notwendigkeit, einen Ersatz dafür in etwas wie weltlichen Erbauungsstunden zu suchen. Daß so etwas möglich, ist mir nicht zweifelhaft. Man beobachtet doch immer wieder, daß die religiöse Kunst fortfährt, ihre tiefen, oft erschütternden Wirkungen auch auf die zu üben, welche mit dem Buchstaben des überlieferten Glaubens und wenigstens ihrer Meinung nach mit diesem überhaupt gebrochen haben.

Was ist es denn, was in Beethovens Messe oder in Bachs Passion uns so ergreift, was vor Rafaels Madonna oder Michelangelos Pietà uns erzittern läßt bis ins innerste Mark, ob wir nun Christen sind oder nicht und von dem dogmatischen Gehalt dessen, was da dargestellt wird, viel oder wenig oder nichts für wahr halten? Es muß doch wohl Menschliches, tiefst Menschliches sein. Alle unsere großen Dichter, Musiker und bildenden Künstler haben an diesem Menschlichen der Religion festgehalten, und noch sind es fast immer die größten, die ergreifendsten künstlerischen Darstellungen, die selbst an das Stoffliche der religiösen Überlieferungen anknüpfen, aber auch, wo man ganz andere Stoffe bevorzugt, doch im Ganzen der Stimmung dem auffallend nahe bleiben; daher auch der Religiöse ebenso seine Stimmung darin ausgedrückt findet, wie umgekehrt der, der von der Religion seiner Meinung nach los ist, in den Darstellungen religiöser Kunst dennoch seine Stimmung wiederfindet. Ich schließe: also muß es doch im letzten Kerne dasselbe sein. Vermutlich ist dies unsagbare Letzte überhaupt keines andern als symbolischen Ausdrucks fähig; zum Symbol aber mag dann eines sowohl taugen wie das andere. Und so bleibt es bei Goethes Spruch: „Es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tag, jedes in seiner Sprache — warum nicht ich in der meinen?“

So erkläre ich mir auch, daß solche, denen die überlieferten Formeln der Religion nichts als inhaltlose Phrasen, die religiösen Bräuche etwas unverständlich Vorweltliches sind, sich gleichwohl lebhaft zu verwahren pflegen, wenn man ihnen ins Gesicht sagt: Ihr habt keinen Gott, keine Religion. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion.“ Mich hat immer gewundert, daß Goethe hier das Dritte zu nennen vergessen hat, das doch gewiß in Wissenschaft und Kunst allein noch nicht liegt, ohne welches aber in Wissenschaft und Kunst nichts Religiöses zu finden wäre; ich nannte es: die menschenliebende Tat. Ich sage mehr: es gibt eine Religion der Arbeit. Man hat die unermessliche wissenschaftliche, die nicht minder unermessliche künstlerische Bedeutung der Arbeit endlich entdeckt; gerade in ihren künstlerischen Darstellungen aber liegt, oft überwältigend, auch dies, was ich die Religion der Arbeit nenne: die Ahnung nicht nur, sondern Gewißheit und Gegenwart ihrer ewigen, menschlichen und menschheitlichen Bedeutung, die uns erschüttert und demütigt, die uns durch alle Tiefen der Hölle in einen neuen

Himmel, durch alle Abgründe der Schuld zu einer durch nichts mehr bedrohten Seligkeit führt. Das also ist die Religion der Arbeit: das Bewußtsein ihres ewigen Zieles, jenes Zieles, von dem gesagt ist: „es ist nicht draußen . . . es ist in dir, du bringst es ewig hervor“. Denn was wir in der Arbeit und durch sie bauen, ist zuletzt nicht das äußere Produkt, sondern es ist der Mensch, es ist die Menschheit in jedem Menschen — „in der eigenen Person und in der Person jedes andern“, sagt Kant —, der gegenüber alles Äußere nur dienend sein darf. Ich muß sagen, es hat mich ergriffen, als wir hier aus dem Munde eines Arbeiters hörten: die Frau arbeitet nicht bloß, wenn sie für ihr Kind Windeln wäscht oder sonst im Haushalt schafft, sie arbeitet auch, wenn sie ein gutes Buch liest und sich dadurch fähiger macht, ihre Kinder zu bilden, zu erziehen; ja sie arbeitet auch, wenn sie spazieren geht und dadurch ihren Körper wiederaufbaut und gesund erhält, ich denke zu Heil und Gesundheit wiederum ihrer Kinder und zur Wonne des Mannes, denn das gehört auch zum Aufbau der Menschheit. Pestalozzi spricht von äußerer und innerer Arbeit, und fordert, daß die äußere stets der inneren untergeordnet sei. Nun, in diesem heiligen Sinne ist wahrlich auch alle Bildung Arbeit, und wird man uns also, hoffe ich, in den hohen Orden der Arbeitenden auch gerne aufnehmen wollen.

Jedenfalls als Arbeit, in diesem hohen, heiligen Sinne, fassen wir unsere Bildungsarbeit am Volke auf. Und wenn von dieser Tagung nur das uns bleibt, dies Bewußtsein: wir arbeiten an einem ewigen Werk, welches ist: die Menschheit in der Person eines jeden Menschen zu bauen und zu erhalten, so ist das ein unermesslicher Gewinn. Und wenn dann noch irgendein „holdselig Angesicht“ uns mit dem treugemeinten Zweifel kommen sollte: „Wie hast du's mit der Religion?“ und vielleicht Fausts Bekenntnis ihr als Antwort so ganz nicht genügen mag — so werden wir doch uns selber sagen und uns dessen getrösten dürfen: uns ist das Religion; deute es sich nun der eine nach den überlieferten Begriffen, der andere nach neuen; auf diese Deutungen, diese Begriffe kommt es zuletzt gar nicht an; im Kerne der Sache aber sind wir eins und brauchen die Einheit gar nicht erst zu suchen.

Mit dieser Erklärung, die Sie nun für eine philosophische Begriffsbestimmung nehmen mögen oder für ein persönliches Bekenntnis, lassen Sie mich schließen.

